

MÜNCHHHAUSEN UND DER ANGRIFF DER WERWÖLFE

diesmal von Hans Jachim berichtet.

"Der Geist stirbt zuletzt", pflegt der alte Baron Münchhausen zu sagen. Warum ich dies im Präsens schreibe? Nun, manche Leser meiner Kurzgeschichten werden es schon ahnen, er weilt unter uns. Und nicht nur das, gelegentlich treffe ich ihn anlässlich einer gemeinsamen Tarockrunde im Gasthof G.B, wo er manchmal einige seiner Schnurren zum Besten gibt. Seitdem er eine Erbschaft angetreten hatte, lebt er auf seinem Gut nahe Laxenburg bei Wien. Nicht zuletzt auch wegen seiner Liebe zum Tarockspiel, wie er mir einmal gestand. Die Beschreibungen des schönen Landes Tarockanien von Fritz v.Herzmanovsky-Orlando habe ihn dazu bewogen, einer der Unseren zu werden und sich hier niederzulassen. Bald hatten wir ihn in die Geheimnisse des „Zwanzigerrufens“ eingeführt, einer einfacheren Variante des Tarockspiels, die unser gebürtiger „Braunschweiger“ bald einigermaßen erlernt hatte. Gleichwohl zeigt er auch dabei seinen eigenwilligen starken Charakter: nachdem wir ihm die Ansage eines „Pagat Ultimo“ erklärt hatten, ruft er diese Ansage in seinem lustigen preußischen Idiom auch dann aus, wenn er gar keinen Pagat in der Hand in unserer Hand hat. Wir sehen ihm dies aber gerne in unserer Hand hat. Wir sehen ihm dies aber Freundschaft nach, da wir schwadronieren hören...



Gelegentlich kommen wir - seine Tarockpartner - dann in den Genuss neuer, in der Literatur bislang unbekannter Schnurren. Etwa die der Erfindung des "Millirahmstrudels" oder des Rittes auf dem Dreibein. Beides Ereignisse im Zusammenhang mit seiner Liebe zu einer bestimmten Sportwagenmarke, von der ich in der entsprechenden Club-Postille gebührend berichtet habe. Doch nun möchte ich von einem Abenteuer meines Freundes im Zusammenhang mit dem Schützenwesen berichten: Eines Tages, der Hofrat Döblinger, unser vierter Mann zum "Zwanz'gerrufen", hatte sich verspätet und durch ein ferndrahtliches Handtelegramm (SMS) entschuldigt. Da erwachte wieder die Lust zum Erzählen in unserem Freund. Dies ist nun seine Geschichte, die ich hier so wortgetreu wie möglich wiedergebe.

"Ich will euch berichten, wie ich – es war kurz nach dem „Wiener Kongress“ - im russischen Winter einmal von Wölfen angegriffen wurde und mit einer einzigen Pistole fünf der Biester des Rudels entweder getötet oder in die Flucht geschlagen hatte."

Ungläubiges Staunen allerseits, wie könne er während eines solchen Angriffs so schnell nachladen und die Zündkapsel setzen – was damals ja notwendig war, da die Invention des Patronenrevolvers erst später stattgefunden hatte. Der Baron wischte dieses Argument mit einer Handbewegung weg:

"Ich wäre nicht Hieronymus Freiherr von Münchhausen, wenn ich nicht die volle Wahrheit berichten würde, aber dazu muss ich einige Jahre zurückgreifen. Es begann, wie bereits angedeutet, noch im letzten Jahr des Wiener Kongresses, Metternich hatte mich damals gebeten, für einige Zeit als Ratgeber zur Verfügung zu stehen. In Verhandlungspausen vertrieben wir uns auf mannigfaltige Art die Zeit; ich selbst tanze nur ungern, so hatte ich mich mit einer Gruppe adliger Diplomaten verabredet, mit dem Pistol' ein Übungsschießen zu veranstalten. Da es bereits spät im Herbst war, wählten wir als Schießstand eine Kegelbahn, wo wir auf etwa fünfzehn Schritt mit Schwarzpulver und Blei auf Zielscheiben aus dicken Eichenbrettern anlegten. Die Luft im Raum war in kurzer Zeit so vom Pulverschmauch des Schwarzpulvers durchtränkt, dass wir an Händen und im Antlitz beinahe wie Mohren aussahen. Der ungarische Graf Karolyi, der sich kurz aus dem Raum entfernt hatte, wurde tatsächlich von Lakaien für einen solchen oder zumindest für einen Inder gehalten, da er sich zwar die Hände aber nicht das geschwärzte Antlitz gewaschen hatte. Man wollte ihm den - erneuten - Zutritt zu unserer illustren Gesellschaft handgreiflich verwehren Da er als Ungar auch der deutschen Sprache kaum mächtig war und in seiner Empörung nur fremdländische Laute von sich gab („dörök dädäd nomtamtam ..“) hätte man ihn beinahe mauschelliert, wären wir ihm nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen. Glücklicherweise endete die peinliche Situation ohne weitere diplomatische Verwicklungen. Mir jedoch gab es zu denken, dass man in geschlossenen Räumen nicht ausgiebig die Schießkunst ausüben konnte, ohne derart bis zur Erstickung beeinträchtigt zu sein. Ich besprach dies mit meinem Wiener Büchsenmacher, dem braven Meister Contriner. Der strich sich den berufsbedingt ebenholzschwarzen Bart und meinte nach einigem Zögern, er wüsste da vielleicht Abhilfe. Ich möge in einem Monat wieder kommen, er werde mir eine Invention vorführen. Er versprach mir noch, ich werde nicht enttäuscht sein, es sei kein Spielzeug sondern eine Pistole, die schon ordentlich puffe und auch mehrere Eichenholz Bretter durchschlagen könne. Also durchaus eine Waffe für einen Kavalier, aber eben ohne Belästigung durch den Rauch und Pulverschmauch.

Kaum konnte ich die Frist abwarten und endlich führte mich mein Weg wieder zu Meister Contriner in die Stadt, wo er am Graben nächst der „Weissen Katze“ sein Gewölbe hatte. Er zeigte mir eine Pistole, die einer schweren Reiterpistole ähnlich war. Sie hatte allerdings ein eigenartig geformtes, mit Leder bezogenes Griffstück und seitlich neben dem Lauf eine kleine Röhre, in der man durch kleine Bohrungen hindurch bleierne Rundkugeln erblicken konnte. Das Kaliber der Waffe war etwa 11 Millimeter nach heutigen Maßen gerechnet. Vorerst rief der Meister seinen Gehilfen: 'Geh, Lebeda, pump' er uns den Kolben auf. Der zu Recht als Lebeda angesprochene – er hieß wirklich so – ein noch junges Bürscherl, das später in Prag als Büchsenmachermeister große Berühmtheit erlangen sollte, machte sich ans Werk. Er schraubte den Kolben der Pistole, die man ihm gereicht hatte, ab und befestigte sie an einer großen Handpumpe. Wahrlich im Schweiß seines Angesichts pumpte dann der junge Mann mit unzähligen Pumpstößen Luft in den Behälter und reichte ihn sodann dem Meister. Dieser hatte inzwischen eine hölzerne Zielscheibe an der Wand seiner Werkstatt aufgestellt, Entfernung etwa zehn Schritt und dahinter mehrere weitere Bretter als Kugelfang. Dann trat er zurück, hob die Pistole und PUFF, PUFF, PUFF, PUFF, PUFF schoss er fünf Kugeln auf die Scheibe, die diese und zwei weitere zöllige Bretter glatt durchschlugen. Der deutliche

Schussknall war etwas leiser als mit einer sehr schwachen Pulverladung, aber es gab keinen Rauch und keine Flamme. Zwischen den Schüssen spannte Meister Contriner lediglich den Hahn, wie bei einer normalen Pistole und betätigte einen kleinen seitlichen Schieber, der - wie ich später feststellen konnte - eine runde Kugel aus der seitlichen Röhre hinter den Lauf brachte. Meine Verblüffung war unbeschreiblich. Contriner klärte mich auf: Diese Pistole sei nach dem System einer Windbüchse gefertigt, die sein Freund Girardoni im windischen Österreich, in Cortina, entwickelt hatte. Der gute Bartolomei, wie er diesen liebevoll nannte, habe beim Erproben von Schwarzpulver einige Finger an einer Hand verloren - er galt Fremden hinfort als Tischler - und sich darauf mehr der „Windkraft“ zugewandt. Die Girardon'sche Militärbüchse schieße mit komprimierter Luft, die in einem Messingkolben, der auch als Schaft der Waffe dient, gleichsam eingefangen ist. Man benötigt dabei etwa 1500 bis 2000 Pumpenstöße mit einer kleinen Handpumpe, die man am Besten von einem Lakaien bedienen lässt. Sodann reicht dieser etwa zweihundertfache atmosphärische Druck für etwa dreißig Schuss, mit denen man durchaus auch ein Stück Rotwild auf fünfzig Schritt erlegen kann. Der gute Kaiser Josef hätte sich sehr begeistert gezeigt und in mehreren Fabriken etwa 2000 Stück der Waffe produzieren lassen. Die Soldaten - es waren überwiegend Scharfschützen, die die Girardoni-Windbüchse erhielten - zeigten sich jedoch von der Notwendigkeit der vielen Pumpenstöße nicht sehr begeistert. Sie hatten dazu nicht genügend Lakaien zur Verfügung. Napoleon - Meister Contriner sprach den Namen als `Nabulium` aus, unter Hinzufügung einiger verächtlicher Attribute, die ich hier nicht wiedergeben kann - soll auch sehr ungehalten gewesen sein über diese neue, schnell feuernde Waffe, bei der man den Schützen mangels einer Rauchwolke nicht orten konnte. Er habe befohlen, gegnerische Soldaten, die man mit einer solchen Waffe aufgriff, unverzüglich zu füsilieren. So ließ man es eben bleiben. Aber für den civilen Kavalier sei dies besonders als Pistole eine wunderbare Verteidigungswaffe. Das Besondere daran sei aber nicht nur die saubere und rauchlose Schussabgabe sondern eben auch die Möglichkeit, mehrere Schüsse hintereinander abgeben zu können.

Ich konnte dem Meister nur beipflichten, da die Repetier- oder Drehpistolen zu dieser Zeit noch nicht erfunden waren und umgehend bestellte ich ein Paar dieser wunderbaren Waffen. Nachdem ich die gewünschten Gravuren und Ausfertigung ausgewählt hatte, konnte ich nach kurzer Zeit meine speziellen "Windpistolen" entgegennehmen, in einem wunderschönen Holzkasten eingelegt, mit einem Reservegriff, der ein weiteres Druckreservoir enthielt, ergänzt um eine Auswahl exakt gegossener bleierner Kugeln sowie einer kleinen Handpumpe. Der Meister unterwies mich nochmals in der Handhabung und bemerkte auch, ich möge die Bleikugeln keinesfalls - wie sonst gewohnt - pflastern sondern sie wie gegossen in dem röhrenförmigen Magazin durch Daumendruck unterbringen. Solcherart gerüstet, erschien ich bei unserem nächsten Schützenabend und erregt großes Aufsehen. Einige meiner Freunde wollten sofort eine derartige Sportwaffe besitzen. Da Contriner nicht so viele Aufträge gleichzeitig ausführen konnte, verwies er sie auch an seine Zunftkollegen Heiberger, Schembor und Fruhwirth, deren Windpistolen noch heute da und dort in Verwendung sind.

Alles Weitere ist bald erzählt. Es war tiefer Winter, als ich bald danach und auf Einladung des Großfürsten Orlow die russische Steppe durchquerte. Bis kurz nach der k.k. Grenzstation Brody in Österreichischen Landen war ich mit der Thurn- und Tax'schen Post angereist. Ab der Grenze hatte mir der Fürst einen Schlitten entgegengeschickt, der nach Art der Orlows als russische Trojka bespannt war. Dabei ziehen drei Pferde nebeneinander den Schlitten oder die Kutsche, wobei das mittlere Pferd im Trab geht, die beiden äußeren Pferde hingegen jeweils im Links- beziehungsweise Rechtsgalopp. Diese Trojka geht auf einen Vorfahren des Fürsten, einen Grafen Orlow zurück, der Katharina der Großen bei der Beseitigung ihres Gemahl Peter III. verdienstvoll behilflich war. Später in Ungnade gefallen, widmete er sich nur mehr der Pferdezucht (Orlow'sche Rasse) und erdachte nebenbei besagte Trojka. Wir glitten also elegant auf der gefrorenen, fetten russischen Erde dahin, der Kutscher schnalzte nur gelegentlich mit der Peitsche, die Pferde galoppierten und trabten brav und gleichmäßig dahin, es war für jeden Pferdeliebhaber ein märchenhafter Anblick. Ich hätte stundenlang so genussvoll dahingleiten können, eingewickelt in einige wärmende Zobelpelze, als das Unerwartete und beinahe Befürchtete geschah. Wir wurden seitlich von einem Rudel ausgehungertes Wölfe angegriffen. Der Leitwolf hatte tatsächlich Augen, die zu glühen schienen, was den Kutscher zu einem Hilfeschrei veranlasste, ähnlich wie „Putinsky – Chrachustschow“. Später erklärte man mir, dieser Ausruf bedeute etwa „blutsaugende Werwölfe“ und es gäbe nichts, wovor sich die russische Seele mehr fürchte. Mir war natürlich als aufgeklärtem Menschen klar, dass uns Meister Isegrim und seine Gefährten nur als willkommenes Frühstück betrachteten. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein, was die Peitsche hergab; ich selbst aber erinnerte mich an das vortreffliche Paar von Windpistolen des braven Meisters Contriner. Ruhig zog ich die Erste unter meinem Pelz hervor und – Patsch – Patsch – Patsch hatte ich die ersten drei Wölfe erlegt. Normalerweise sind die russischen Wölfe sehr intelligent, es handelt sich ja um wahre Werwölfe und professionelle Wegelagerer, die sofort erkennen, wenn auf sie geschossen wird. Diesfalls würden sie kurz retirieren und den Angriff von anderer Seite erneut starten.



Jetzt setzten sie aber ihre Attacke fort, ohne zu bemerken, dass ein Wolf nach dem anderen gefallen war. Als ich meine zweite Pistole ins Spiel gebracht hatte, sprang mich das letzte Biest mit weit aufgerissenem Maul an, ich hatte ihm die Rechte hingestreckt, die meine

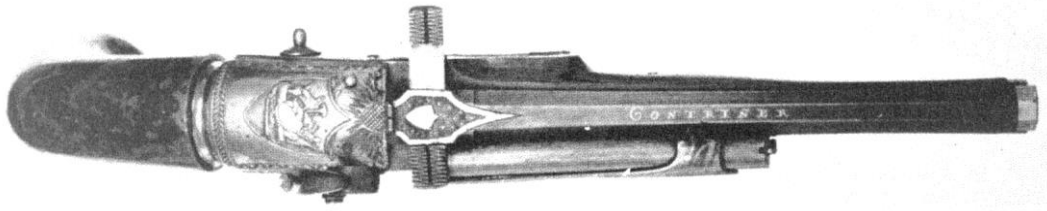
Pistole hielt; er wollte sich bis zu meinem Ellbogen in meinen Arm verbeißen, doch fuhr ihm meine letzte Kugel ins Leben und die Sache war abgetan.

Der Kutscher hatte von all dem kaum etwas mitbekommen, es gab ja keinen besonderen Schussknall und seine dicke Pelzmütze schirmte auch jeglichen Lärm ab. So peitschte er weiter wie wild auf die Pferde ein. Die Sache war mir recht und so kam ich wesentlich früher an mein Ziel, wo der Kutscher bewusstlos vom Kutschbock fiel. Man musste ihn zur Wiederbelebung vor den Kamin legen und liebevoll – nach russischer Art – mit einigen Peitschenhieben ins Bewusstsein zurückrufen. Der Fürst jedoch erwartete mich bereits nach altem Brauch mit Brot, Salz und einer Flasche Wodka. Ich berichtete die Geschichte nun in einigen sachlichen Sätzen ohne jegliche Übertreibung meinen Gastgeber, die mir sogleich zu meinem wunderbaren Pistolenpaar gratulierten. Somit war eigentlich ein weiteres Abenteuer bestanden und abgetan.“

So weit die Erzählung meines Freundes Hieronymus. Natürlich bin ich ein sehr misstrauischer Mensch, der nicht alle Geschichten meines Freundes Münchhausen glaubt. Ich konnte mich aber bei einem Gespräch mit Sammlern und Waffenexperten davon überzeugen, dass alle technischen Angaben und auch die genannten Namen der Büchsenmacher, Contriner, Girardoni stimmten, es wäre vielleicht noch Oesterlein hinzuzufügen.



Die Girardoni Repetier-Windbüchse aus 1778, wie sie in Wien dem Kaiser vorgelegt wurde.



Eine Windpistole von Contriner aus dieser Zeit. (aus Blair: „Pistols of the World“)

Auch die „russische Trojka“ und die unglaubliche Gangart der Pferde hatte es wirklich gegeben und über die Orlovs und ihre Beziehung zum russischen Zarenhaus kann man ja in jedem Geschichtsbuch nachlesen. Ob die Wölfe wirklich Werwölfe waren und wie viele an der Zahl daran glauben mussten, dafür kann ich mich freilich nicht verbürgen. Dass Wölfe – ob ausgehungert oder nicht – unglaubliche Biester sind, steht außer Zweifel. Falls man in Kunstgalerien Bilder russischer Pferdeschlitten sucht, findet man fast ausschließlich Szenen mit Angriff von Wölfen, ja es gibt sogar Maler, die sich anscheinend auf dieses Motiv spezialisiert haben. Auch wenn uns heute so mancher „Streichel-Zoologe“ weismachen will, dass man sie nur gut füttern und liebevoll behandeln müsste, um sie zu umgänglichen Genossen zu machen. Hier in der Wiener Umgebung wurde der letzte frei laufende Wolf bereits 1848 von S.K.H. Erzherzog Franz Karl, dem Vater des Kaisers Franz Joseph, erlegt. Im Gebiet des heutigen „Wolfersberg“, woran noch mehrere Flurnamen erinnern. Auch die Fürstin Elisabeth Windisch-Grätz, die Tochter des Kronprinzen Rudolf, könnte uns eines Besseren belehren: als leidenschaftliche Hundeliebhaberin hatte sie einst versucht, eine Kreuzung zwischen Schäferhunden und Wölfen zu züchten. Die derart entstandenen Biester gingen jedem außer der eigenen Herrschaft sofort und unweigerlich an die Gurgel und mussten bald „eingeschläfert“ werden, wie manche Tierfreunde heute diesen Vorgang *diminuendo* nennen. Neuere Zucht- und Domestizierungsversuche scheinen etwas erfolgreicher zu sein.

Aber jetzt erscheint endlich der Hofrat Döblinger in der Türe des Gastraumes und wir können unsere Tarockpartie beginnen. Achtung, da wird ja schon wieder ein „Pagat Ultimo“ gerufen, obwohl ich den Pagat selbst in der Hand habe! Ich muss mich also leider von Ihnen verabschieden und meine Aufmerksamkeit der laufenden Tarockpartie zuwenden.